

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Montag, 25. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Doch als er sich verzagend über den Brief der unbekannten Abonnentin beugte und der Qualm der verschlungenen Zigarette über die ungelenteten Schriftzüge wuchs, wuchs zwischen den Zeilen eine andere Schrift, mit Maschine geschrieben, und die immer sichtbarer werdenden Lettern fragten ihn:

„Hallo! Vogel! Machen Sie mit, dann partizipieren Sie am Reingewinn! Morgen beim Spaziergang das Taschentuch fallen lassen! Die Zwölf.“

Er starrte und starrte auf diese Geheimschrift, am endlich zu verstehen.

Man ließ ihn nicht im Stich. Die ihm diese Haft eingebracht, waren doch seine Kerle. Warum nicht mit den Wölfen heulen, bis... man frei war?

Auch der in Zelle Nr. 79 erlebte eine ähnliche Überraschung.

Ihm war folgendes Schreiben zugegangen:

„Seifen und Parfümeriefabrik... in... zu Händen des Herrn Hans Grüner.“

P. P.! Auf Ihr werbes neuliches Angebot zurückkommend, bestellen wir zur sofortigen Lieferung 1000 Stück Seife à la reine“ usw.

Der Gefangene seufzte dumpf. Heiße Tränen rannen über seine Wangen. „Alles zu spät. Nun hat er es doch erfahren und Strafantrag gestellt. Er hat mich ja nie leiden können.“ Mit zitternden Händen brannte er sich eine Zigarette an. Kurz und gut, vor seinen launenden Augen wuchs zwischen den Zeilen des Geschäftsbriefes folgende Geheimschrift:

„Alter Junge, halte dich wacker! Verrate nichts! Willst du verschwiegen und befreit sein, so wechsle morgen beim Spaziergang einmal den Tritt!“

Kurze Zeit später wurde in dieser Zelle anhaltend auf die Klingel gedrückt. Dem gemächlich Öffnenden Wachtmeister hastete Hans Grüner zu:

„Ich will sofort zum Direktor! Man hat mir einen Kaffiber geschrieben. Man hält mich für einen der zwölf Diebe. Das lasse ich mir nicht gefallen!“

„Geben Sie mal her!“ sagte nachher der Direktor und rückte sich auf dem Stuhl zurecht. Es war die Stunde der Beschwerden und Anliegen. Vierzig Gefangene hatte er schon beschieden...

Hans Grüner war noch immer entrüstet. „Hier ist der Wisch. Man hatte zwischen die Zeilen geschrieben.“

„Zwischen die Zeilen?“ Der Direktor trug den Geschäftsbrief an das Fenster. „Zwischen den Zeilen? Lust. Sie haben wohl geträumt?“

„Ich soll morgen den Tritt wechseln!“ stöhnte der Gefangene.

Der Beamte warf den Brief in seinen Papierkorb. Dem Gerichtsarzt vorzuführen! Beginnende Haft-Phobie. Sieht überall Geheimschriften...

Der Wachtmeister fragte sich nachher das stopplige Kind. „Oder das ist ein ganz Geissener! Wir alten Leute so mit unserer Praxis wissen da oft besser Bescheid...“

15. Kapitel.

Die Frauen.

Wie war die plötzliche Verhaftung Hans Grüners zu erklären?

Nun, daran war Lisa Müller schuld, ohne es zu wissen und zu wollen. Bekanntlich hatte sie in ihrem Unmut dem ungarischen Polizeileutnant verraten, daß Hans Grüner sie durch eine angeblich vergiftete Zigarette dupiert. Die durchdringenden Augen des Dr. Binger, der gewohnt war, jeder Sache auf den Grund zu gehen, hatten das Zögern der jungen Dame besiegt, und so erfuhr er bald das ganze Abenteuer ihrer ersten Nacht in diesem Hause.

Dr. Binger war überrascht. Für einen Dieb hätte er den ehemaligen Kameraden nicht gehalten, wenn er auch seinen unbändigen Leichtsinns kannte. Und der Kriminalist hätte — um eine bittere Erfahrung reicher — die Angelegenheit auf sich beruhen lassen, es lag ja gar kein Strafantrag des Onkels vor, wenn er nicht zufällig einen Fund getan hätte, der den Stein ins Rollen brachte.

Und daran war wiederum Kitty, das verliebte Stubenmädchen, schuld. Sie schien nicht nur in jedes männliche Wesen zwischen zwanzig und vierzig verliebt, sie war zudem reichlich neugierig, was Dr. Binger in dem fraglichen Falle auf blinde Eifersucht schob.

Eines Tages ging er im oberen Stockwerk der Villa Molinars am Zimmer des Geschäftsreisenden vorbei. Die Tür war nur angelehnt und man hörte verzweifelter Schluchzen.

Meinte dort Fräulein Müller, weil sie den jungen Kaufmann verraten? Nein, es war Kitty, die tränenüberströmte Kitty, die über einer Photographie herzerweichend schluchzte.

Lächelnd kam Dr. Binger näher.

„Ist es so schlimm, Miß?“ Jetzt erst gewahrte er, daß das Mädchen sämtliche Fächer des Schreibtischs durchkramt hatte.

Kitty war über ihren Fund zu erschüttert, um die Reue der in flagranti Erkappten an den Tag zu legen.

„Nicht hat er geküßt und... die auch! Auf der Rückseite stehen die Küsse...“

Dabei hielt sie ihm zornglühenden Gesichts das Kabinettbild hin.

Es stellte... die Frau mit dem Schönheitspflasterchen dar, die an Dr. Binger vor zwei Tagen im Hotel vorbeigegangen, als er sich mit dem Geschäftsführer unterhielt. Nur diese Frau war Zeugin, wie er das kleine Paket in den Tresor einschließen ließ. Wenige Stunden später hatte man versucht, in sein Zimmer einzubrechen, nachdem der gesprengte Tresor nur... einen Zahnschmerzpräsentiert hatte.

Blitzschnell zog ihm diese Erinnerung durch den Kopf. Diese berauschend schöne Frau — auf dem Bild ohne die moderne Kokosoperlücke und ohne Schönheitspflasterchen — mußte Mitglied der Gaunerbande sein. Sonst hätte man im Hotel Näheres über sie gewußt.

Sie mußte sein Erscheinen abgewartet haben — vielleicht hinter einer der dicken Säulen des Vestibüls verborgen —, und war alsdann spurlos verschwunden.

Und zu Hans Grüner stand sie in nahen Beziehungen, denn auf die Rückseite des Bildes waren folgende Worte mit Bleistift gekritzelt:

„Mit tausend Küßen auf ein gutes Gelingen!“

„Was sollte gelingen?“

Der Einbruch bei Professor Molinar.

Nun glaubte Dr. Binger auch in einem anderen Punkte klar zu sehen: dieser Einbruch war nur ein Glied der großen Diebstahlskette, ein Werk der zwölf Gauner, deren einer Hans Grüner sein mußte, und zu denen sich diese Frau gesellte. Und Lisa Müller war betäubt worden, allerdings nicht durch die Zigarette, sondern auf dieselbe unerklärliche Weise wie der alte Wächter in der Aspanischen Bank und der Schutzmann auf dem Korridor des Polizeipräsidiums vor zwei Tagen!

Da Dr. Binger als Ausländer nicht selbständig vorgehen konnte, hatte er sofort den Kommissar Fischer aufgesucht, um durch ihn erst zu erfahren, daß Hans Grüner schon einmal verhaftet gewesen.

„Wegen seines Passes, den einer der Diebe in der Französischenstraße verloren . . .?“

Dr. Binger war erstaunt.

„Einer der Diebe, die um dieselbe Zeit um die Ecke herum, in der Behrenstraße, Erfolg mit ihrem Einbruch hatten! Sie entsinnen sich, daß keiner der jungen Burichen von der Französischenstraße den Paß besessen, geschweige denn verloren haben will. Also hat Hans Grüner den Diebstahl in der Behrenstraße mitbegangen und selbst den Paß verloren!“

Der Kommissar nickte dem Besucher triumphierend zu. „Aber Grüner befand sich doch um dieselbe Zeit in der Villa Molinars, in der Diele Fräulein Müller gegenüber!“

Doch Fischer ließ sich nicht mehr beirren. Zu diesem Punkte habe ich drei Einwände:

1. Entweder das junge Mädchen hat die ganze Einbruchsgeschichte erfunden.
2. Oder Grüner war erst in der Villa und dann in der Behrenstraße, oder umgekehrt.
3. Oder er war nur in der Villa, während ein anderer Teil der Gaunerbande die Aspanische Bank k-raubte und einer den Paß Grüners verlor. Solche Kerle tauschen doch die Legitimationspapiere wie kleine Mädchen auf dem Schulhof ihr Butterbrot! Vor allem, Herr Doktor, wollen wir nicht „die tausend Küße auf ein gutes Gelingen!“ vergessen!

Dr. Binger seufzte. Er war nicht so recht überzeugt. Aber er hatte nun seiner Anzeigepflicht Genüge getan, die Sache in die Hände der deutschen Polizei gelegt. Nur um Lisa Müller war es ihm leid. Sie liebte anscheinend diesen eleganten Gauner . . . Ob er sie durch die Erzählung der „tausend Küße“ kurieren sollte? Doch was gingen ihn fremde Liebesorgen an?

Das Bild der schönen Frau hatte er Kitty wegnehmen wollen, aber sie hatte es schnell in ihren Blusen auschnitt gesteckt: „Ich werde sie auffuchen und töten!“

Ihr alter Verwandter, Mister Mclean, schien die Sache weniger romanhaft aufzufassen, denn als Dr. Binger einige Zeit später durch das Fenster blickte, war er Zeuge einer kräftigen Ohrfeige, die die verstörte Kitty erhielt. Schon am Abend war sie aus dem Hause verschwunden. So konnte Dr. Binger nicht in Erfahrung bringen, wohin das immerhin nicht unwichtige Bild gekommen war.

Gern hätte er die Persönlichkeit der Frau mit dem Schönheitspflasterchen festgestellt, aber die drei knappen Minuten, die ihm die eifersüchtige Kitty das Bild in seinen Händen gelassen, hatten ihm genügt, um festzustellen: der Name des Photographen war auf dem unteren Rande sorgsam ausradiert.

„Ein Beweis mehr! Die Sache ist und ist nicht in Ordnung . . . hm, wie wäre es übrigens, wenn man sich überhaupt weniger um die männlichen Gauner als um ihren weiblichen Anhang kümmerte?“ Diesen Entschluß faßte Dr. Binger am Tage nach der Verhaftung Hans Grüners.

Er hatte diese Frage bereits bei der Beratung der

Sachverständigen angeschnitten, man war aber nicht zu einer Abstimmung über seinen Antrag gekommen, da sich das lächerliche Mißgeschick des Verschwindens der gesamten Garderobe ereignete.

Selten ist der Verbrecher ohne jeden Anhang. Er heutet er nichts, so muß ihm die glückliche Gestehe aushelfen. Hat er dagegen Glück, so verläßt ihn — es ist wie ein Raubsch — hinterher die kalte Überlegung. Die Freundin geht des Sonntags in einer neuen Bluse spazieren, wenn sie nicht eitel mit dem gestohlenen Armband kokettiert. Zur stillen Wut des allmählich wieder der Gefahr bewußten Diebes, der sich zähneknirschend sagt: sie gibt es doch nicht wieder her! Denn jedes Kind, dem man das Spielzeug wegnehmen will, schreit. Selbst ein so gerissener Gauner wie der Schleier Räuber Duxa, genannt Ali Baba, wurde durch die Eitelkeit und den späteren Verrat eines Weibes zur Strede gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Alles wagen.

Mag uns das Leben auch durch Stürme treiben
Und unser starkes Hoffen oft erschlagen,
Wir müssen immer wieder alles wagen
Und dürfen nicht am Wege liegen bleiben.

Sonst wird uns nie ein ganzes Wort erziehen
Und viele Kräfte, die in uns noch warten,
Sind Blumen gleich in einem schlechten Garten,
Die vor der besten Zeit zugrunde gehen.

So mannigfaltig sind des Lebens Gassen,
Ob wir uns dorthin oder dahin wenden —
Wir werden immer auch ein Ziel erreichen;
Wenn wir mit ganzer Kraft die Sehnsucht fassen,
Von innen unser Wollen vorwärts senden
Und ängstlich nicht vor jedem Sturme weichen.

Franz Dingia.

Ausrüstung und Speisekammer auf einer Wüstenreise.

Von A. M. Sassanein-Bei.*)

In der Wüste reist man bescheiden; die Ausrüstung steht sozusagen ein für allemal fest. Die Speisekammer enthält Mehl, Reis, Zucker und Tee. Fleisch ist in der Wüste sehr begehrt, aber natürlich zu schwer. Wo die Jagd es nicht liefert, muß man es entbehren können. Tee ist das übliche Getränk in der Libyschen Wüste, und zwar wird er aus zwei Gründen dem Kaffee vorgezogen. Der eine Grund ist religiös, der andere hausälterisch. Sayed Ibn Ali El Senussi, der Gründer des berühmten Ordens, der diese Gegend beherrscht, hat seinen Anhängern alle Genußmittel verboten, so auch Tabak und Kaffee. Den Tee scheint er vergessen zu haben. Daher sind alle Senussen Teetrinker. Allerdings darf man sich nicht die duftende, klare, bernsteinfarbene Flüssigkeit vorstellen wie bei uns. Nach den Mühsalen des Tages stärkt sich der Beduine mit einer dunkeln, bitteren Trübe. Sodann ist der Tee für den arbeitenden Menschen ein viel besseres und gesünderes Anregungsmittel als der Kaffee, der sich mehr fürs geruchsame Leben in der Dase oder daheim eignet. Der Tee ist es, mit dem man jede Wüstenmahlzeit beendet und der den Reisenden neu belebt. Unter den Hauptvorräten hätte ich eigentlich auch die Datteln nennen sollen, denn mit ihnen füttert man auch die Kamele. Ebenso sind sie unsere Speise, wenn andere Lebensmittel zur Reize gehen oder wenn man keine Zeit zum Kochen hat. Diese Datteln sind aber keine weichen süßen Näscherlein aus der Schachtel. Die Wüstendattel darf schon deshalb nicht süß sein, weil Zucker Durst macht. Wo der Brunnen wenige sind, kann man sich keinen Vergnügungsschluß leisten.

Für mich nahm ich ein paar Dosen Rindfleisch, Gemüse und Obst mit. In großen Mengen und als Vorrat für die ganze Reise würden sie zwanzig Kamele mehr erfordern.

*) Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, sind wir in der Lage, unsern Lesern eine Textprobe aus dem Werk eines Ägypters zu bieten, der dafür mit der Großen Goldenen Medaille der Königl. Geographischen Gesellschaft in London ausgezeichnet wurde. A. M. Sassanein-Bei, „Rätsel der Wüste“, betitelt sich das Buch, das über eine Wüstenreise berichtet, auf der der Verfasser geographisch äußerst wichtige Entdeckungen machte.

Wir hatten etwas Kaffee mit, tranken ihn aber selten. Er diente hauptsächlich als Geschenk für Freunde, die wir unterwegs gewannen. Malamilchwürfel erwiesen sich als nützliche Kaffeebeize bei Nahrungsmangel oder wenn man es eilig hatte. Die Beduinen mochten sie aber nicht und sagten: „Sie füllen uns ohne die Freude am Geschmack.“

Als Beigaben erwähne ich noch Salz und Gewürze, besonders Pfeffer. Dieser ist unentbehrlich für die Araber, einen Sturz aus Mehl und Öl, den man tüchtig pfeffert. Die Kost ist also recht einförmig, wie es nicht anders sein kann, wenn auch die Tiere zumeist von dem Leben müssen, was sie auf dem Rücken mitschleppen. Reis, ungesäuertes Brot, Datteln und Tee sind unser Los in ewiger Wiedergeburt, die sich beim besten Willen nicht freundlicher gestalten läßt. Der erfahrene Wüstenreisende ist darauf bedacht, möglichst viele Nahrungsmittel für jedes Mitglied der Reisegesellschaft mitzunehmen. Unterwegs gibt es keine Standesunterschiede im Speisegesetz. Die einzige Ausnahme bildet der Tabak. Da indes außer mir nur noch einer rauchte, war dieser Genuß leicht zu befriedigen. Meine Zigaretten sind mir oft Trost und Labial gewesen.

Immer bleibt das Wasser die schwierigste Einrichtungsfrage. Es gibt Leute, die eine unglaubliche Reihe von Tagen ohne feste Speisen ausgekommen sind, sei es als Bettirte oder als Hungertüftler. Aber der Mensch, der es vier Tage ohne Wasser aushielte, wäre ein Wundertier. Da die Wüste der Inbegriff des Wassermangels ist, muß der Reisende sich um jeden Tropfen den Kopf zerbrechen. Den laufenden Bedarf führten wir in den üblichen Girbas oder Schafleder-Schläuchen mit, von denen wir 25 hatten. Jede Girba faßt 18 bis 28 Liter und ist leicht, wenn zwei Kamele nachts auf festem Pfad zusammenstoßen. Dabei bringt man noch einen eisernen Vorrat in Fässchen unter. Das sind lange, nachgerunde Blechbehälter. Davon besaßen wir vier zu je 18 Liter und vier zu je 50 Liter. Unser Gesamtverrat betrug demnach rund 900 Liter, mit dem man rechnerisch für die längste bekannte Strecke zwischen Wüstenbrunnen auskommen mußte. Leider ist es nicht möglich, alle Girbas durch Blechgefäße zu ersetzen. Die Schläuche lassen sich zusammenfalten, wenn sie leer sind, und alle 25 gehen dann auf ein einziges Kamel. Dagegen vermag ein Kamel immer nur zwei Fässer zu tragen, einerlei ob voll oder leer.

Anfänglich hatte jeder auch noch eine eigene Tragflasche. Die meisten entledigten sich ihrer sehr bald, weil sie ihnen beim Gehen zu un bequem war. Wir behielten nur einige als Wasserfühler bei heißem Wetter. Die Verdunstung durch die Segelwand der Flasche hält den Inhalt frisch.

Das Lagergerüst bestand aus zwei glodenförmigen und zwei rechteckigen Zelten nebst vielen Rüstgeräten. Unter diesen das Hauptstück war die riesige Halla, der hupferne Keistopf.

Der Arzneikasten enthielt Chinin, Jodtinktur, Watte, Binden, Salznatron gegen Ruhr, Morphium nebst Sorbit, Zinksalbe für Ausschläge und Karlsbader Salz. Auch ein Mittel gegen Storpionenstich befand sich dabei, das mich in eine anscheinend üble Lage versetzte und wieder aus ihr rettete. Dazu kamen noch die einfachsten Vaberggeräte und Zahnzangen nebst einigen schmerzstillenden Dingen, die mir ein zahnärztlicher Freund verschrieben hatte. Für die kleinen Leiden des Lebens war ich gerüstet; kam es schlimmer, mußte ich sagen: „Die Heilung kommt von Gott.“

Als Jagd- und Schutzwaffen nahm ich drei Büchsen, zwei Pistolen und eine Schrotflinte. Diese wurde bald als Geschenk weggegeben, wohingegen sich das Zeughaus um sechs Büchsen und eine Pistole vermehrte. Als die Gewehre in ihren auffälligen Kästen in Sollum eintrafen, ging bald das Gerücht, daß ich ein Maschinengewehr mitführte, wozu die Einbildungskraft die nötigen geheimnisvollen Pläne lieferte.

Um von allem Geschauten möglichst viel heimzubringen, mußte ich mich mit fünf Bildkammern aus. Drei davon waren gewöhnliche Klappkammern, die bis zuletzt durchschußten und gut arbeiteten. Die vierte hatte einen Schlitzverschluss, den eindringender Sand bald verdaß. Schließlich war da noch der Kurbelkasten mit 3000 Meter Film. Alle Filme — ich hatte keine Platten — wurden mit peinlicher Sorgfalt verpackt. Sie lagen in luftdicht verlöteten Blechbüchsen, die wiederum in blechgefüllte Holzkisten kamen, und zwar mit einer Zwischenlage aus Sägespänen. Diese Vorsichtsmaßregeln waren wegen der glühenden Wüstenhitze ebenso notwendig wie wegen der Feuchtigkeit des Sudans. Alles wurde erst acht Monate später nach meiner Heimkehr entwickelt, wobei sich ein erfreulich kleiner Bruchteil von Mißerfolgen herausstellte.

Geliebt war ich in die üblichen Beduinenhemden und Beduinenhosen aus weißer Baumwolle. Darüber entfaltete ich der Dürre, der wallende Beduinenmantel. Für feierliche Gelegenheiten, wie beim Einreiten in die Dase oder zu Besuchen, hatte ich lange Tuchreithosen nebst seidenen Socken und Westen. Da ich die Beduinentracht erst im Innern

anlegen wollte, verlieh ich Sollum in selbstgrauem Dienstzeug, das seine besten Tage schon lange hinter sich hatte. Das muß komisch ausgesehen haben, denn ich trug dazu gelbe Beduinenpantoffeln, in der Wüste das einzig mögliche Schuhwerk, und eine Wollhaube gegen die Kälte. Vorläufig hatten wir noch keine „afrikanische“ Dike.

Überall, aber ganz besonders im Morgenland, muß man mit Geschenken versehen sein. Ich schleppte eine mit ungeheuerlich erscheinende Ladung von Seidenzeugen, Kupfernapfen, mit Silber ausgelegten Räucherfässern, Flaschen mit wohlriechenden Wässern, seidenen Taschentüchern, silbernen Teekannen und Bechern sowie silbernen Klingeln mit. An diesen hat jeder Beduine seine kindliche Freude, wenn er die Sklaven herbeiläuten kann, anstatt wie gewöhnlich mit den Händen zu klatschen. Ich war davon überzeugt, daß ich die Hälfte wieder heimbringen würde. Aber schon in Kufra entdeckte ich, daß meine Bestände knapp genüigten. Nicht nur neue Freunde erwarteten Gaben, sondern auch Leute, die mir auf der vorigen Reise irgendwie behilflich gewesen waren. Beim Austeilen von Geschenken hatte ich aber weniger das Gefühl, meine Wege zu ebnen, als vielmehr das Bedürfnis eines Stadtbeduinen, seinem Wüstenbruder eine Freude zu machen.

Das Frauenzimmer vor zweihundert Jahren.

Die Frau ist häufig das unbeständige, ewig wechselnde Element des Lebens genannt worden, und wenn wir uns nur nach ihrem Äußeren richten wollen, so ist das nicht unberechtigt. Wie anders sieht die Dame heute aus als vor 20 Jahren, und wie anders gar vor 200 Jahren! Gewiß wird es mancher Frau Spaß machen, ein getreues Konterfei ihrer Schwester vor 2 Jahrhunderten zu erhalten, und dieses bietet sich dar in dem Bericht eines jungen englischen Diplomaten Lordard, der mehrere Jahre in Hamburg weilte und ausführlich „das Hamburger Frauenzimmer im Jahre 1726“ geschildert hat. „Die Hamburgischen Frauen und Mädchen“, schreibt er, „sind insgesamt innerlich tugendreich und äußerlich recht hübsch, von schöner Gesichtsfarbe und wohlgebauter Gestalt. Wenn sie ausgehen, tragen sie eine Schnürbrust, sonst aber ein enges Leibchen, welches sehr wohl und sitzbar läßt. Für Gesellschaften lieben sie Puz und Schmuck und machen dann unglückliche Versuche, die Moden der Engländerinnen oder Französinen nachzuahmen. Besonders gern tragen sie Diamanten und Juwelen, die früher nur Frauen höchsten Standes zu standen. Sie schätzen die Liebe ihres Bräutigams nach dem Werte des Schmuckes, den er ihnen verehrt, wodurch sich schon mancher junge Kaufmann ruiniert haben soll. Wenn sie geschmückt ausgehen, so bedecken sie sich auf der Gasse mit einem großen schwarzen Schleier oder Regentuch, wie auch in Bremen üblich, so daß kaum das Gesicht hervorschaut und ein Mann seiner eigenen Frau begegnen kann, ohne sie zu erkennen. Solch Regentuch mag wegen der häufigen schlechten Witterung in Hamburg viel bequemer sein, als ein schwerfälliger Parapluie; vornehme Damen tragen es von Seide, mit schwarzen Spitzen besetzt, die mittleren Stände von Tuch, die geringeren von Serge. Machen sie Besuch, so heben sie das Schleiertuch vom Kopfe und erscheinen wieder im vollsten Puz. In der Kirche aber legen sie es nicht ab, sondern bleiben verschleiert, was ihrer Bescheidenheit Ehre macht. Wenn sie also feierlichen Schrittes zur Kirche gehen, so gibt dies ein andächtiges Bild. Es folgt ihnen ein lauberes Dienstmädchen mit dem Gesangbuche, das an silbernen Ketten vom Arme herabhängt. Vormalig wurde das Buch allgemein in einem eignen dazu gefertigten verzierten Beutel getragen, welches daher der Buchbeutel oder in ihrer plattdeutschen Sprache der Bods-büdel hieß, weshalb man auch wohl alles altmodische Wesen und Verkommen mit diesem Worte bezeichnet, welches dann unrichtig wieder ins Hochdeutsche mit Bodsbeutel überleitet ist.“

Gar Merkwürdiges erzählt der Engländer von den Ehefrauen: „Die hiesigen Frauen sind treue Gattinnen, und deshalb kommen Ehescheidungen unerhört selten vor; auch sind sie reichhaltige sorgsame Mütter, weshalb die neue Mode unter ihnen, den Säugling nicht selbst zu nähren, sondern tugendlose Personen als Ammen zu nehmen, ganz befremdlich erscheint und sicher nicht lange dauern wird. Sie sind auch vortreffliche Haushälterinnen und entziehen sich nicht der eigenen Aufsicht ihres Hauswesens. Sie sind durchgängig tugendhafte, gute Wesen, ohne Bieerei und Annatur, gutmütig und mitleidig, auch wohlartgeräumt, wenn sie gesund sind. Aber leider sind sie dies nicht immer. Denn es herrscht eine gar seltene Krankheit unter ihnen, die entweder ansteckend oder eine Art Erb-übel zu sein scheint, indem sie von einer damit behafteten Mutter gewöhnlich auch auf die Töchter übergeht, sobald diese erwachsen und selbständig werden. Man hält diese Krankheit für eine Art Hysterie, welcher das schöne Geschlecht allein

unterworfen ist. Sie äußert sich in einer Reihenfolge einzelner Anfälle, die bei vielen täglich wiederkehren, sie werden plötzlich mit einem Schauern in allen Gliedern und starkem Herzklopfen befallen, die Adern schwellen an, die Augen drängen sich vor und schießen sengende Strahlen wie Blitze; bei einigen wird das Antlitz aschgrau oder freibweiß, bei anderen freubrot, sie befinden sich dabei in einer solchen Gemütsregung, daß sie alles zerreißen, was ihnen naht, alles zertrümmern könnten, was in ihre Hände kommt. Eine Folge davon ist eine mehr als ordnungsmäßige Erhebung ihrer Stimme, die, immer gewalttätiger werdend, zuletzt in ein gewisses Kreischen ausartet, womit sie Worte, die man in ihrem schönen Munde gar nicht vermuten sollte, ausstößt, bis der zum Gipfelpunkt getriebene Krankheitsanfall zuweilen mittelst einer wohlthätigen Ohnmachtskrise nach und nach wieder abnimmt und einer beruhigenden Erschlaffung Platz macht. Kommt der ganze innerlich veranlaßte Anfall überhaupt gar nicht zum Ausbruch, z. B. durch gewaltthames Hinuntersinken des gesammelten Feuerstoffes, so kann das Übel tödlich werden. Die armen Männer, deren bessere Hälften mit dieser verzweifeltsten Krankheit geplagt sind, kann man nur innig bedauern.“ Der Engländer berichtet, daß selbst der hohe Rat vor Damen in solchem Zustande große Scheu empfinde, und rühmt dann einen tapferen Kapitän, der seine Eheleute in den ersten Wochen von ihrem Erbübel geheilt habe, durch eine militärische Pferdekur, nämlich durch Anwendung eines bei „Stücken“ Gäulen meistens mit Glid gebrauchten Mittels, welches man lateinisch „Soutica“, deutsch aber „Karbalsche“ nennt.“

Frauen-Zeitung

Sind die Frauen das stärkere Geschlecht? Die bekannte amerikanische Schriftstellerin Fannie Hurst hat kürzlich wieder einmal die Behauptung aufgestellt, daß die Frauen eigentlich das stärkere Geschlecht sind. Diese Anschauung wurde in ihr bekräftigt durch die Mitteilung des Arztes, der ihr erklärte, ihr Mann sei gar nicht so krank, wie er glaube und nur sehr wehleidig. „Die Männer mögen ja mehr Kräfte haben als wir“, meinte sie. „Aber bei der geringsten Kleinigkeit fallen sie um.“ Natürlich ist diese drängende Frage in der amerikanischen Presse daraufhin gründlich behandelt worden. So erklärten zahlreiche Zahnärzte, sie müßten Frau Hurst Recht geben; die Frauen benehmen sich beim Zahnarzt viel tapferer als die Männer, die die größte Angst an den Tag legen und nichts aushalten können. Dagegen ist die englische Forschungsreisende Rosita Forbes, die auf ihren kühnen Expeditionen wahrhaft männliche Tatkraft an den Tag gelegt hat, anderer Ansicht. Sie hält die Frau nicht für das stärkere Geschlecht und meint, daß sie, wenn sie in Gefahr wäre, lieber einen Mann als eine Frau zur Hilfe haben möchte. Die Frauen seien wohl wagmutziger und kühner, aber die Männer seien hartnäckiger und besonnener. Da die Frau mehr Einbildungskraft habe, habe sie auch mehr Furcht. Und nur wenn es sich um ihre Kinder oder um das, was sie liebt, handle, sei die Frau tapferer und stärker als der Mann.

Die Leben verlängemde Eitelkeit. Die Eitelkeit ist den Frauen oft als Fehler vorgeworfen worden; die moderne Wissenschaft aber sagt, daß sie ein Vorzug ist, der sehr segensreiche Folgen bringt. Ein englischer Arzt, Sir William Arbuthnot Lane, hat den Gründen dafür nachgespürt, daß die Frauen in vielen Ländern jetzt länger leben als die Männer, und er ist auf den Gedanken gekommen, daß dabei die weibliche Eitelkeit eine große Rolle spielt. „Man sollte die Bezeichnung Eitelkeit, die ja einen gewissen Tadel in sich schließt, überhaupt abschaffen und lieber das, was die Frauen vergnügt, sich möglichst schön zu machen, Selbstachtung nennen“, meint er. „Diese Selbstachtung ist von großem hygienischem Nutzen. Die eifrige Aufmerksamkeit, die die Frau ihren Zähnen zuwendet, die Pflege der Hände und Füße, die täglichen Verabridungen, die sorgfältige Kontrolle der Nahrung, das häufige Baden — all das sind Dinge, die einen wohlthätigen und direkten Einfluß auf die Gesundheit haben. Aber noch wichtiger ist der seelische Einfluß der sog. Eitelkeit. Eine Frau, die schlecht angezogen geht, wird sich ganz anders fühlen als eine in eleganter Kleidung; sie wird niedergedrückt sein und alles viel schwerer nehmen. Die gut angezogene Frau aber ist in viel besserer Stimmung und den Widerständen im Lebenskampf viel mehr gewachsen. So wirken gesunde Lebensführung und heitere Laune zusammen, um das Dasein der Frau zu verlängern.“

Wann ist Heiratszeit? Je nachdem man die Ehe für ein Glück oder ein Unglück hält, fragt man danach, wann für Männer und Frauen die glückliche oder gefährliche Lebenszeit heranreift, in der die meisten Aussichten fürs Heiraten sind. Die Statistik gibt darauf ganz genaue Antworten. Mädchen

brauchen mit der Heirat noch nicht sehr zu rechnen, bis sie das 21. Lebensjahr erreichen, denn bis zu dieser Zeit sind die Aussichten für das Heiraten wie 1 zu 6. Aber von 21 bis 25 Jahren ist die Hauptheiratszeit. Sieben Frauen unter zehn schließen in diesen Jahren den Bund fürs Leben. Nach 25 sind die Aussichten wieder geringer und nach 30 sehr gering. Von 35 bis 40 Jahren verhalten sich die Ehechancen für unverheiratete Frauen wie 1 zu 20. Bei den Witwen aber ist es anders. Eine Witwe von 30 Jahren hat sehr viel mehr Heiratsaussichten als eine alte Jungfer. 40jährige Witwen heiraten sehr viel öfter als 28jährige Jungfrauen. Der Mann heiratet bis 20 selten; zwischen 20 und 25 ist die Wahrscheinlichkeit der Heirat im Verhältnis von 1 zu 5. Von 25 bis 30 Jahren aber heiraten immer 3 Männer, wenn einer ledig bleibt. Dann nehmen die Heiratschancen wieder ab, bleiben aber bei den Männern bis ins höchste Alter doch sehr viel häufiger als bei den betagten Frauen.

Kleider machen tüchtig! „Je besser ein Mädchen angezogen ist, desto besser arbeitet sie.“ Das ist eine Behauptung, die die Oberaufseherin des Londoner Haupttelefonbüros, Miss A. Schadlock, aufgestellt hat. Sie ist seit 44 Jahren im Dienst und hat zahlreiche Generationen von Telefonistinnen in ihren Leistungen beurteilt. „Vor dem Kriege und während desselben waren die Leistungen der Telephonistinnen schlechter als heute. Nach dem Kriege aber konnte man beobachten, daß Mädchen, die sich bis dahin nachlässig und schlecht gekleidet hatten, ihrer Toilette sehr viel mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Zugleich verbesserte sich ihre Arbeit zusehends. Ich bin daher fest davon überzeugt, daß zwischen guter Kleidung und guter Arbeit ein enger Zusammenhang besteht, und daß die moderne, elegant gekleidete Dame tüchtiger ist, als die frühere Telephonistin.“

Welt u. Wissen

Woher kommt die Unglückszahl 13? Die 13 übt noch immer ihren verhängnisvollen Zauber auf die aufgeregten Menschen unseres Zeitalters aus. Ein Beweis dafür ist z. B. daß der Londoner Stadterwaltung alljährlich Anträge von Hausbesitzern zugehen, die Nummer 13 ihres Hauses in 12 umwandeln zu dürfen. In den Seebädern wird die verhängnisvolle Ziffer bei der Nummerierung der Kabinen sorgfältig übergangen, und wenn ein Gastgeber zufällig 13 Personen eingeladen hat, dann sucht er schnell noch einen 14. Teilnehmer aufzutreiben, wofür es sogar bestimmte Institute gibt, die einen „14.“ zur Verfügung stellen. Weshalb gerade die Zahl 13 einen solch verhängnisvollen Ruf erhalten hat, ist eine Frage, über die man sich seit langem den Kopf zerbricht. Ein englischer Ethnologe versucht im „Manchester Guardian“ eine neue Antwort zu geben. Er meint, daß man zum Verständnis dieses Aberglaubens bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückgehen müsse. „Behaarte Urmenschen begannen an ihren Fingern bis 10 zu zählen“, schreibt er. „Dann kam ein vorgeschichtliches Genie auf den Gedanken, daß man durch die Daumen auch noch zwei weitere Zahlen bezeichnen könne. Aber über diese Feststellung kam das Gehirn des Neandertalers nicht hinaus, und so behielt die folgende Zahl, die 13, einen geheimnisvollen und dunklen Sinn, es war mit ihr ein Gefühl des Unheils und Unglücks verbunden.“ Diese etwas kühne Herleitung der Unglückszahl wird nun durch ein reiches völkertkundliches Material unterstützt. Die meisten primitiven Stämme können eigentlich, wie schon Schweinfurth hervorgehoben hat, nur bis 10 zählen, weil die Finger der beiden Hände nicht weiter reichen, und so hat bei vielen wilden Völkern die 11 eine Unglücksbedeutung. Es gibt aber auch Stämme, die noch auf tiefer Kulturstufe stehen, daß sie nur bis 3, ja nicht einmal bis 2 zählen können. Die Pance-Indianer im Gebiet des Amazonenstromes zählen nur bis 3, und daß die 3 ihnen bereits nicht leicht fällt, zeigt das Wort dafür, das „Boettaratorinocarocao“ lautet. Wenn die Bewohner der Andamanen eine Ziffer über die 2 bezeichnen wollen, so sagen sie „pelo“ und heben die betreffenden Finger empor; so wird z. B. 6 von ihnen ausgedrückt: „1, 2, pelo, pelo, pelo, pelo.“ So ist sie auf diese Weise bis 9 gelangt, so haben sie für 10 nur noch ein Wort, das „alles“ bedeutet. Die brasilianischen Botokuden können gar nur bis 2 zählen; für jede weitere Zahl haben sie das Wort „urahu“, das soviel wie „mehr“ bedeutet. Aber bei einem Chiquita-Indianer im brasilianischen Urwald ist der botokudische Nachbar noch ein wahrer Einstein, denn der Chiquita kann nur bis 1 zählen. So gibt es viele primitive Völker, die nur ein ganz beschränktes Zahlensystem haben, um für sie sind die unbenannten Zahlen mit unheilvollen dämonischen Einflüssen verbunden, sowie es für uns aus archaischer Überlieferung her die 13 ist.

Das e
mit dem
haben we
den Ausse
ausgleich
zeiten wi
londener
einfach, ei
wenn auf
flüssige M
lagen mög
der Not, u
Normen, u
wie in
ermungen
gilt, der b
eine doch
kommen, u
gilt auch
her ver
Recht
Ausgl
grunden
Man m
die Ause
in der
Vergeordn
dabei soll
allen, ob
täglichen
dadurch
verchieden
enden kön
aus durch
partikular
betriefer
ung stö
drei zu f
tugend wa
Einnahme
soll in je
welcher
Ganz a
Werte bei
seiner
haben, u
Scheidun
rückschau
Werte der
Zustreter
gewe
alten des
von J
umwund
wollen die
ennen, w
gilt. In
so zu
abgemel
haben, z
die G
haben ge
nen nac
Industri
nisch-w
neben
Dumit
ständig
elmäßig
fall ist
meindete
menhär
hat sic
munal
ien und
behördl
parla
der deu